

Zeitschrift: Internationale kirchliche Zeitschrift : neue Folge der Revue internationale de théologie
Band: 62 (1972)
Heft: 3

Artikel: Systematische Überlegungen zum Amt
Autor: Amiet, Peter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-404532>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Systematische Überlegungen zum Amt

Meine Überlegungen zum Amt gehen von der Infragestellung des Amtes aus, welche von individualistischer Frömmigkeit her stammt. Wo ein Christ das Wesentliche seines Glaubens darin sieht, dass er persönlich mit Christus verbunden ist, dass Christus in seinem Herzen wohne, dass Gott ihn direkt liebt und er ihn wieder lieben darf, da wird er schwer verstehen, was der Umweg von Gottes Liebe über den Pfarrer noch soll. Besser gesagt, da wird ihm der Pfarrer als Umweg von und zu Gott vorkommen.

Im Gefolge demokratischer Gedanken, da fast nur die gleiche Berechtigung und der gleiche Wert jedes Einzelnen gesehen wird, da gleichsam nur der Einzelne im Blickfeld ist, zeigt sich eine ähnliche Mühe, das Amt zu verstehen.

Ich möchte auf diese Gläubigkeit eingehen und sehen, was sie für den ganzen Menschen bedeutet. In ihr hat der Mensch Gott für sich. Den andern Menschen gegenüber ist man ebenfalls für sich. Als Glaubender ist man damit aber allein oder höchstens so nicht allein, als es auch andere Menschen mit demselben Glauben gibt und als man auch für andere Menschen betet. Unter sich sind aber diese Gleichgläubigen nicht verbunden, jedenfalls nicht in dem, was ihnen das Wesentlichste ist. Es sind gleichsam lauter Speichen, die nur über die Nabe miteinander verbunden sind, denen aber der Radreifen fehlt. Für die Verbindung unter sich ist ihnen damit Christus ein Umweg.

Der Mensch ist wesentlich ein Gemeinschaftswesen. Der erwähnte Typ negiert das für den Bereich des Glaubens. Ein Christ für sich allein ist aber kein ganzer Christ; er ist dies erst als Glied der Gemeinschaft, der Kirche. Das Evangelium erweist sich auch darin als frohe Botschaft, als es den Menschen frei macht, sich selber zu sein, es nimmt die menschlichen Grundstrukturen ernst und realisiert sie. Das gilt gerade auch für den Menschen als Gemeinschaftswesen. Wenn es möglich wäre, zu sagen, der Mensch müsse zwar unabdingbar als Glied einer Gemeinschaft leben, auch als Christ gehe es, aufs Ganze gesehen, nicht ohne die Kirche, aber das hätte mit dem Evangelium keinen Zusammenhang, dann ist zu fragen, warum denn Christus überhaupt als Mensch und Gemeinschaftswesen erschienen ist, warum er mit den Jüngern eine Ge-

meinschaft gebildet hat. Dies würde dann unernsthaft, die Ehrlichkeit Christi würde zweifelhaft und seine Inkarnation unverständlich.

Einleitend habe ich festgehalten, wie von einer Individualfrömmigkeit her das Amt und auch die Gemeinschaft der Kirche fragwürdig werden kann. Stellen wir dem das Ideal der absoluten Demokratie gegenüber, in der die Macht keinem Beamten delegiert wäre, da dies bereits eine Trübung der Gleichberechtigung aller darstellte. Genauer müsste man sagen, dass es hier nicht so sehr um Demokratie als vielmehr um «Panatomokratie», um die Herrschaft aller Individuen, gehe. Der Begriff der Demokratie sagt heute ja fast nichts mehr, da er für alles mögliche gebraucht wird. (Es ist eigentlich nicht einzusehen, warum man ihn nicht auch für eine Monarchie gebrauchen könnte, in der das Volk zum Herrscher steht.) Um das unschöne, aber klarere Wort zu gebrauchen, sage ich, dass Panatomokratie das Ideal etlicher Hippies und der Quäker sei. Bei Hippies wie Quäkern lässt sich beobachten, wie der erste Individualismus zwar Dogma bleibt, sich aber nicht durchhalten lässt. Wenn Hippies nicht bürgerlich werden wollen oder sonst dem Ruin entgehen möchten, so können sie das – von einzelnen Heroen abgesehen – nur in Kommunen. Diese erweisen sich aber nur als lebensfähig, wenn eine starke und geeignete Persönlichkeit die Führung bekommt, welcher sich die andern fügen müssen. Bei den Quäkern treffen wir genau dasselbe an. Das Dogma der gleichen Gottunmittelbarkeit aller gilt theoretisch auch heute. Selbst bei der extremen Gruppe, die von Hicks her stammt und auch alle Autorität der Bibel verwirft, findet sich eine recht feste Gemeindeorganisation mit Präsident und Kassier. Der Widerspruch zur Lehre von der unmittelbaren Erleuchtung jedes Einzelnen geht aber noch weiter: Wohl wird gelehrt, dass jeder direkt von Gott erleuchtet werden müsse. Aber das wird nicht von Gott gelehrt, sondern von den Mitquäkern. Selbst der Begründer, Fox, hatte keine wirklich neuen Ideen, sondern bloss einseitig verstandene von seiner Kirche her. Was bedeutet aber dieser Widerspruch? Er sagt etwas über Gott aus, und zwar, dass sich Gott dem Menschen in einer andern Weise gebe, als es seinem Wesen und dem Wesen des Glaubens entspricht. Es läge also in Gott selber ein Widerspruch. Hinzu käme noch die oben erwähnte Konsequenz der Ablehnung der Inkarnation, welche Konsequenz die extremen Quäker auch ziehen.

Nicht mit Quäkern haben wir unsere ökumenischen Beziehungen. Als Beispiel aber erwähnte ich sie, weil bei ihnen deutlicher zu

sehen ist, was sich auch bei reformierten Kirchen und neuern Strömungen in der katholischen Kirche zeigt.

Ein reformierter Gesprächspartner anerkannte für seine Konfession keine theologische Bedeutung des Amtes, sondern nur eine praktische, nicht theologisch bedingte. Er meinte, wenn etwa eine Putzfrau einfach nötig sei, so würde man das auch nicht theologisch untermauern. Nun wäre aber gewiss derselbe reformierte Theologe imstande – und das mit Recht –, in einer Predigt die Fusswaschung mit der Putzfrau zusammenzubringen. Indem er Ähnliches mit dem Amtsträger nicht tun will, klammert er dessen Bereich von Christus aus. Die Gegenüberstellung Putzfrau/Amtsträger macht aber etwas deutlich: Zwischen dem Beruf der Putzfrau und dem Glauben gibt es keine Spannung, wohl aber zeigt sich eine solche zwischen dem Amt und dem Glauben. Entweder sind wir gottunmittelbar, dann brauchen wir keine dauernden Helfer für den Glauben, oder dann hat unser Glaube etwas zu tun mit dem Amtsträger, steht also dieser irgendwie zwischen uns und Gott. Wenn die Quäkerposition gelten würde, so wäre nicht einmal einzusehen, warum es auch nur für Glaubenschwache oder noch Ungläubige Amtsträger geben müsste. Denn was wäre das für eine Gottunmittelbarkeit, die zuerst vermittelt werden müsste! Es dürfte damit auch kein Bruder den andern belehren und kein Vater sein Kind.

Ausser solch extremen Standpunkten gibt es ja auch solche, welche die Notwendigkeit, Christi Mittlerschaft zu vermitteln, anerkennen. Das kann entweder durch Vermittlung der Lehre geschehen, wobei natürlich gemeint ist, dass die Lehre auf die Person Christi hinweise, oder durch persönliche Vermittlung, wobei die Person des Vermittlers für die Person Christi stünde und damit erst auch für die Lehre.

Wenn die Vermittlung der Lehre gemeint ist, so muss die Frage laut werden, ob das denn menschenwürdig sei, dass der Mensch, der jemand ist, einer Lehre, die nur etwas ist, unterordnet sei. Wenn dieser Frage entgegnet wird, es seien ja doch immer Personen, welche die Lehre vermitteln, so stimmt das faktisch, widerlegt aber gerade den Standpunkt der Antwortenden, wonach ja die Lehre und nicht die Person des Vermittlers der Lehre das Entscheidende sei. Eine andere Antwort führte tiefer, die nämlich, dass der Vorrang der Lehre den Schüler frei mache gegenüber menschlicher Autorität. In der Lehre stehe der Schüler Christus und nicht einem gewöhnlichen Menschen gegenüber. Zugleich sei so die Einmaligkeit Christi gewahrt.

Nun kann jede Lehre verschieden verstanden werden. Einigermassen einheitliches Verstehen, ein Sich-Finden im Verstehen, gibt es nur, wenn man sich dem Verständnis des Lehrers stellt. Dann stünde aber wiederum die Person des Lehrers als Vermittler da.

Wenn auf die Person des Lehrers aber verzichtet würde soweit irgend möglich, so hiesse das, dass die Lehre mit der mitmenschlichen Gemeinschaft wenig mehr zu tun hätte. Dem wäre nicht anders, wenn das Lehrer-Schüler-Verhältnis reziprok verstanden würde, also ein brüderliches Gespräch wäre; denn auch dann ist ja die Person, welche die Lehre vermittelt, unabdingbar. Je schwächer die Bindung an einen Mitmenschen, eben an einen Lehrer ist, um so mehr sieht sich der Christ von Christus nur als Individuum und nicht als Gemeinschaftswesen ernstgenommen. Die oben erwähnte Freiheit dessen, der Christus durch die Lehre und nicht durch die Person eines zeitgenössischen Lehrers gegenübersteht, wäre die Freiheit des Individuums *von* der Gemeinschaft.

Wenn dann Christus Nächstenliebe befiehlt, so steht diese im leeren, beziehungslosen Raum. Sie wäre nur zu üben, weil Christus sie befiehlt, nicht weil sie menschlich sinnvoll wäre; denn der Nächste wäre von der Nächstenliebe gerade im Grössten, nämlich im Glauben, ausgeschlossen. Wir könnten ihm nicht Christus bringen. In uns begegnete er nicht dem Herrn, und dieser riskierte sich in uns, seinen Gesandten, nicht.

So sehen wir zwei Gründe für die Unhaltbarkeit der Auffassung, dass es die Lehre und nicht die Personen seien, welche Christus vermitteln: Einmal faktisch die Beobachtung, dass jede Lehre ohne Lehrer oder bevollmächtigten Exegeten der Lehre verschieden verstanden wird und keine Gemeinschaft wirkt, und dann vor allem dies, dass dann die Ethik zu blindem Gehorsam entartete und die Menschen sich gerade im Glauben fernblieben. Gemeinschaft gäbe es nur durch eine Lehre, aber nicht durch den präsenten Christus, der doch das Band zwischen den Menschen sein müsste. Christus wäre ein Umweg von Mensch zu Mensch. Er wäre ein geradezu ausermenschliches Einheitsprinzip. Er wäre zwar Mensch geworden, aber ein Übermensch, dem wir nicht nachfolgen könnten. Wir blieben unmündig.

So bleibt die andere Möglichkeit: Der Mittler Christus wird durch Personen vermittelt, wobei die Person des Vermittlers für die Person Christi stünde und damit auch für seine Lehre. Christi Wort «Wer euch hört, hört mich» soll damit aufgenommen werden.

Wer sind diese Personen? Jedermann weiss, dass es die Mitchristen sind, die Mutter, ein Freund, selbst heute noch vielleicht der Vater, der Pfarrer, einfach ein anderer Christ, ein Mitmensch, der Christus kennt. Ohne diese christlichen Mitmenschen kennten wir Christus nicht. Das ist faktisch so. Dieses Faktum bedeutet aber, dass uns Christus zu seinen Brüdern gemacht hat, gleichsam zu andern Christi, die selbst Grösseres als er vollbringen werden. Ethisch heisst das, dass das Gebot der Nächstenliebe keine Einschränkung erfährt da, wo es uns Höchste, um den Glauben, geht. Wir dürfen dem Nächsten auch so helfen, dass wir ihm den Glauben vermitteln (wobei paradoxerweise uns im Nächsten Christus begegnet, der erst durch uns etwas von Christus weiss).

Der Mensch ist so auch als Gemeinschaftswesen ernstgenommen, indem das Höchste, was er erfahren kann, durch die Gemeinschaft mit andern Menschen erfahren wird. Die Erkenntnis des persönlichen Christus ist nur möglich, weil uns andere Menschen diesen Christus gebracht haben.

Anders wäre Christi Menschwerdung unsinnig, wenn er dann doch in nicht ganzmenschlicher Weise sich uns gäbe, also etwa nur durch individuelle Inspiration oder durch eine Lehre, meinethalben eine wie das Buch Mormon vom Himmel gefallene Bibel.

Der volle mitmenschliche Kontakt, die im Glauben erfüllte Nächstenliebe, die eben auch den Glauben selber verwirklicht, bleibt nun aber nicht auf zwei Menschen, auf Lehrer und Schüler, beschränkt. Sonst entstünden zahllose Kirchen, die ohne Querverbindung untereinander sich auf Christus zurückführten. Es hätte etwa ein Paulus den Titus gelehrt, dieser wieder den und jenen usw., so dass die Christenheit einem Baum zu vergleichen wäre, da vom einen Stamm viele Zweige ausgehen, die aber unter sich keine andere Gemeinschaft hätten als die der Rückverbindung mit dem gemeinsamen Stamm. Das wäre doch nur eine verfeinerte Wiederholung des Bildes vom Rad ohne Reifen. Vielmehr bilden alle diese Zweige auch eine zeitgenössische Gemeinschaft und Einheit. Wenn Christus in all den Zweigen gegenwärtig ist, so sind diese Zweige auch zu gegenseitiger Gemeinschaft verpflichtet, wollen sie Christus nicht aufspalten und das Gebot der Nächstenliebe auf das Lehrer-Schüler-Verhältnis reduzieren.

Die Frage ist nun die, welche Form diese Gemeinschaft, d. i. die Kirche, haben soll. Ist es eine demokratische Form, da kein Zweig, kein Glied eine besondere Stellung einnimmt? Dann widerspräche die Kir-

che einmal der Art menschlicher Gemeinschaft ganz allgemein, dann auch der Gemeinschaft, welche Christus mit seinen Jüngern hatte.

Jede menschliche Gemeinschaft, mag das demokratische Ideal gleicher Stellung aller noch so betont werden, muss über kurz oder lang sich in einzelnen Personen finden können, will sie nicht auseinanderbrechen. Jede in der Wirklichkeit anzutreffende Demokratie ist ein Kompromiss und enthält starke monarchische Elemente. Das entspricht dem Menschen, der von seinen Eltern herkommt und auch, wenn er selber Vater oder Mutter wird, von Übergeordnetem abhängt. Der Erwachsene kann nicht im Widerspruch zur eigenen Kindheit stehen, er ist vielmehr deren Ergebnis. Wenn er sich treu bleibt, gesteht er auch seine Abhängigkeit von übergeordneten Mächten ein und verachtet seine Kindheit nicht als menschenunwürdigen Zustand. Der extreme Demokrat wird in diesen übergeordneten Mächten allerdings blosse Naturkräfte annehmen. Damit entwürdigt er sich aber. Er als Person ist ja damit unpersönlichen Kräften ohne Bewusstsein unterworfen, die damit niedriger sind als er. Ist er ein christlicher Demokrat, wird er gegen meine Behauptung einwenden, er unterstünde seinem Gewissen und darin Gott. Da werde ich aber fragen, was das für ein Gott sei. Der Vater des Menschgewordenen ist es jedenfalls nicht; denn in Christus steht ja ein Mensch über andern Menschen. Wenn er sagte, Christus stehe nur als Gott über ihm, nicht als Mensch, dann leugnet er den Sinn der Menschwerdung und zerteilt Christus in einen Gott, den Christus als Mensch nur bezeugte, aber als Mensch selber für uns nicht ist.

Zugleich behauptete er auch, dass Gott jedem unmittelbar einleuchtete in einer bei allen gleichen Weise, die alle zu einer möglichen und funktionierenden Gemeinschaft verbände. Warum dann Christus als Autorität, und das heisst als Übergeordneter, noch notwendig wäre, liesse sich nicht mehr erweisen.

Eine amtslose Kirche, in der jeder dieselbe Stellung inne hätte, die also extrem demokratisch wäre, würde damit über den Glauben nichts Christliches mehr aussagen. Christlich könnten nur mehr die einzelnen Individuen sein, während ihr Miteinander, ihre Gesellschaft mit dem Glauben nichts zu tun hätte, höchstens sekundär angehängt wäre. Wenn alle gleich wären, müsste man sich schliesslich fragen, warum denn Gott mehr als einen Menschen erschaffen hat. Wenn man dem entgegen, es sei darum, weil Gott in sich Gemeinschaft ist und Gemeinschaft will, so ist zu sagen, dass es Gemeinschaft nur geben kann, wenn einer dem andern etwas sein kann, was dieser selber nicht

ist, wenn eine Zuordnung da ist. Auch in der Trinität ist der Sohn dem Vater Sohn und nicht Vater.

Dazu kommt noch etwas: Die Kirche ist die Gemeinschaft derer, die «Empor die Herzen» singen. Wir sind die, welche den Vater im Himmel anrufen, der Auferstehung teilhaft werden möchten und eine Hoffnung haben, die selbst in der letzten Erlöstheit bleiben wird. Wenn das nicht nur fürs Individuum gelten soll, sondern auch für die Gemeinschaft, dann muss auch die Gemeinschaft diese Hoffnung, dieses «Empor die Herzen», bekennen, und zwar als Gemeinschaft und nicht nur so, das jedes einzelne Glied dies bekennt. Das Bekenntnis der Gemeinde ist nicht nur die Summe und das Miteinander der Bekenntnisse der Einzelnen. Dass die Gemeinde ein Oben, ein Empor, hat und bekennt, kann sie nur so darstellen, dass sie nicht gleichförmig demokratisch ist, sondern dass sie ein höhergestelltes Amt kennt. Der Amtsträger ist gerade auch so der Diener der Kirche, dass er durch sein Amt den Herrn des Himmels darstellt. Indem er über den Laien steht, ermöglicht er ihnen durch ihre Anerkennung des Amtsträgers das Bekenntnis zu diesem Oben. Das Emporblicken als Handlung der Gemeinde wird erst so ermöglicht. Der Amtsträger ist das Symbol dieses Emporblickens der Gemeinde. Die Laien sind nicht so sehr die, welche unten sind, als vielmehr die, welche emporschauen können, welche gehorchen und Auftrag empfangen können. Das Höherstreben des Menschen, sein auf Hoffnung ausgerichtet Sein darf die Schöpfung nicht negieren, wenn Gott nicht als gespalten geglaubt werden soll. Eine demokratische Gesellschaft negiert aber entweder überhaupt die Hoffnung oder kennt nur eine, die den sozialen Schöpfungsbereich bloss als notwendiges Übel toleriert, sie widerspräche sich selber.

Wir haben gesehen, dass Nächstenliebe im Glauben nur sinnvoll ist, wenn im Nächsten Gott geliebt wird und wenn zugleich dem Nächsten Gott gegeben wird. In der Nächstenliebe ist Gott gegenwärtig. Dass Gott unsere Hoffnung ist, dass auch Christus unser Herr ist, kann die Gemeinschaft als solche nur bekennen, wenn sie einen Menschen als über ihr stehend anerkennt und damit auch annimmt, dass ihr dieser Mensch Repräsentant Gottes ist.

Wie erhält sie nun diesen Menschen ?

Bestellt die Gemeinde selber einen zum Symbol ihrer Hoffnung oder anerkennt sie jeweilen einen solchen, der sich ihr durch seine persönliche Berufung aufnötigt, oder empfängt sie ihn durch historische Kontinuität, durch Ordination ?

Die erste Möglichkeit wäre zwar ein Bekenntnis zu diesem Oben, aber ein rein menschliches ohne göttliche Antwort. Sie enthielte auch eine Erniedrigung der Gemeinde vor einem Menschen; denn sie verzichtete auf die eigene Hoheit, indem sie sie einem Einzelnen delegierte. Die zweite Möglichkeit, dass einer als Amtsträger anerkannt würde, der sich der Gemeinde durch seine wirksame persönliche Berufung aufnötigt, würde nur etwas Theistisches, nichts spezifisch Christliches aussagen. Das Christliche wäre erst in dem, was dieser Amtsträger lehrt und bekennt und mit seinem Tun unterstreicht, nicht aber in seinem Amt. Dass sein Amt von Christus her stammt, ist mit dieser Art von Einsetzung nicht gesagt. Die dritte Möglichkeit, die der Ordination in der apostolischen Sukzession, ist aber selber bereits ein Bekenntnis zum Inkarnierten, zum Christus, der damals in Israel erschienen ist. Damit sind wir an ein gewisses Ziel gelangt.

Dieses Bekenntnis zum inkarnierten Christus, das die Gemeinde ablegt, indem sie sich zum in apostolischer Sukzession ordinierten Amtsträger bekennt, wird sofort zu einem Unding, wenn nun nicht etwas gesagt würde, was in einem scharfen Widerspruch dazu steht.

Wenn sich Paulus freut, dass er wie ein anderer Christus aufgenommen wird, dass sie Titus ehrten wie ihn, wenn er sich gewiss auch freuen würde, wenn wir unsern Bischof ehrten wie ihn und natürlich auch den Pfarrer, so liess er sich doch nicht anbeten, ja so liess sich auch Christus nicht anbeten vor seiner Auferstehung. Nicht nur das, Paulus sah auch die Möglichkeit, dass die Gemeinde ihn vom Evangelium her verwerfen könnte. Dazu besteht notfalls sogar eine Pflicht.

Der Amtsträger ist zu prüfen von der Lehre und vom Geist her. Selbst ein Konzilsentscheid darf ja nicht unbesehen hingenommen werden, bedarf nach altkirchlicher Auffassung der Rezeption durch die Gläubigen. Die apostolische Sukzession garantiert also keineswegs die Wahrheit, die von allen Gläubigen nur noch angenommen zu werden brauchte. Das wäre äusserlich gesehen schon deshalb ein Unsinn, weil ja nicht nur das rechte Lehren nötig ist, sondern auch das rechte Verstehen, und das ist auch dem Gläubigen nicht automatisch möglich. Tiefer begründet ist das aber in der Freiheit der Erlösten, die nun nicht zu Marionetten der in gewissen Personen erscheinenden Wahrheit werden, sondern die in eigener Erkenntnis der Wahrheit vor Christus und seinen Gesandten stehen. Hier ist das Anliegen der Quäker am Platz. Nur ist es so, dass die Gemeinde sich nur so zu dieser Wahrheit, die jeder Einzelne von Gott unmittelbar erkennt, auch bekennen kann, dass sie dies vor dem Gesandten des Inkarnierten tut,

notfalls gegen ihn, aber nicht ohne ihn. Ich habe in früherem Zusammenhang angedeutet, dass dies als Abschwächung der Einmaligkeit Christi verstanden werden könnte. Das wäre aber ein rationales Missverständnis. Vielmehr ist es so, dass gerade das Sich-dem-Ordinierten-, -dem-Gesandten-Christi-Stellen ein Bekenntnis zu diesem Christus darstellt; denn nicht, weil er klug oder weise ist, sondern weil er Christi Gesandter ist, stellt man sich ihm, gehorcht und kritisiert man ihn.

Woher aber kann der Laie den Ordinierten kritisieren? Er kann und muss das, weil er glaubt. Und man glaubt nur an Gott und nicht an einen Amtsträger oder eine Lehre, den oder die Gott zwischen sich und uns geschoben hätte, gerade als grauste ihm vor dem zu nahen Kontakt mit uns. Der Amtsträger ist keineswegs solch ein Ersatz Gottes. Aber an ihm als konkretem geschöpflichem Wesen ermöglicht uns Gott das Bekenntnis zu ihm, das wir als Gemeinschaft ablegen müssen. Und mit diesem Bekenntnis ist auch Wirksamkeit verbunden. Ohne die Verpflichtung der Gemeinde auf den Amtsträger zersplittert ihre Wirksamkeit und wird unsinnig, oder sie bildet sich selber einen neuen Amtsträger, der aber nicht mehr ihr Bekenntnis zu Christus sondern nur ihr Eingeständnis der Notwendigkeit eines Amtsträgers wäre.

Die Gemeinde ist also auf ihre Amtsträger verpflichtet. Das ermöglicht ihr das Bekenntnis und den Dienst für Christus. Das befreit sie. Sie hat nun die Möglichkeit, die Freiheit, etwas zu tun. Täte sie das aber als Marionetten ihres Vorstehers, so wäre sie nicht frei, ihr Glaube wäre nicht verwirklicht, sie wären nur mehr als Gesellschaft, nicht aber als Individuen ernstgenommen. Wenn Christus aber den Menschen liebt, so liebt er mich, nimmt mich ernst und macht mich frei. Und ich glaube nur an ihn. Wenn ich zum Amtsträger stehe, so will ich damit Christus und nicht den Amtsträger bekennen. Ich bin es, der glaubt, nicht der Amtsträger, der für mich glaubte. Der Heilige Geist ist ausgegossen in mein Herz wie in das des Amtsträgers. Hier, beim Glauben, bei der Geistbegabung jedes Christen ist der Ort, wo auch prophetisches Reden zu sehen ist. Prophetisches Reden ist die besondere Aktualisierung dessen, was alle Christen haben. Es ist also etwas anderes als das Reden des Amtsträgers. Natürlich kann auch er wie jeder Christ prophetisch reden, doch ist dies bei ihm nicht mehr als bei einem Laien gefordert.

Wir sind zu einem Paradox gelangt im Gegenüber von Amtsträger und Laien, das, wie ich meine, unabdingbar ist.